Stefan Hirschauer und Tobias Boll

Un/doing Differences

Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms

Thema dieses Bandes ist die kulturelle Kategorisierung von Menschen, die Humandifferenzierung. Kulturelle Phänomene bestehen, anders als naturhaft gegebene Unterschiede, aus kontingenten sinnhaften *Unterscheidungen*. Die soziologisch wichtigsten unter diesen Differenzierungen sind jene, mit denen sich die Unterscheider selbst voneinander unterscheiden: die ›Klassifikationen der Klassifizierer‹ (Bourdieu, 1984), die die sozialen Zugehörigkeiten von Menschen markieren und die Zusammensetzung sozialer Gebilde definieren. Wie kann man diese Kategorisierungen kulturanalytisch untersuchen? Wir wollen die Einleitung dieses Bandes nutzen, um ein begriffliches Instrumentarium zu skizzieren (ausführlicher: Hirschauer, 2014), das erlaubt, verschiedene empirische Fälle von Humandifferenzierung vergleichend zu untersuchen. In dessen Kern steht ein prozesshaftes Verständnis von Differenzen als Differenzierungen. Aber machen wir zunächst eine kleine Bestandsaufnahme kultureller Humandifferenzierungen.

Menschen werden nach einer Vielzahl von Aspekten unterschieden und in Kategorien sortiert. Diese Kategorisierungen sind nach einer je eigenen Logik konstruiert. *Ethnizität* ist eine imaginierte Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die auf dem Glauben an geteilte Kultur und gemeinsame Abstammung beruht. Die Mitgliedschaft wird meist als askriptiv, primordial und unhintergehbar vorgestellt (Weber, 1972; Barth, 1969; Lentz, 1995). *Religiöse* Zugehörigkeit braucht dagegen nicht nur ›Gemeinsamkeitsglauben‹, sondern gemeinsamen Glauben und Überzeugungen, die erworben, geändert oder verworfen werden können. *Nationale* Differenzierung entwirft ebenfalls »vorgestellte Gemeinschaften« (Anderson, 1983), jedoch unter Anspruch auf politisch-territoriale Souveränität; sie zieht in erster Linie Grenzen zwischen Inländern und Ausländern (Calhoun, 2007). ›*Rasse*‹ ist eine der Ethnizität verwandte (Jenkins, 1997), aber unmittelbarer an den Körpern ansetzende, gröbere Klassifikation, bei der nicht die Gemeinschaftsbildung, sondern die Deklassierung im Vordergrund steht (Wacquant, 2001). Die *Geschlechterdifferenz* ist neben der Altersunterscheidung vermutlich der kulturgeschichtlich älteste Fall von Humandifferenzierung (Linton, 1942) und ein elementarer Fall (meist) binärer Klassifi-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

kation (Tyrell, 1986), der ebenfalls massiv naturalisiert worden ist (Laqueur, 1992). Gerade in modernen, meritokratischen Gesellschaften ist aber auch die Klassifikation nach individueller *Leistung* von Bedeutung. Sie tritt insofern ganz anders als die anderen Kategorisierungen auf, als sie dazu auffordert, von allen Unterschieden askriptiver und kategorialer Art *abzusehen* (Bourdieu, 2004); sie will als ein sozial neutraler Akt gelten: als eine vom Klassifizierenden bereinigte Klassifikation. Neben diesen kulturgeschichtlichen ›Schwergewichten‹ finden sich noch zahlreiche weitere Fälle von Humandifferenzierungen, wie die von Generationen und Altersgruppen, Milieus und Professionen, die verschiedenen Distinktionen von Normalem und Deviantem, aber auch ganz alltagsweltliche Differenzierungen nach Dialekt, Attraktivität oder Leibesfülle.

Die Effekte solcher Unterscheidungsprozesse werden alltagsweltlich als individuelle ›Eigenschaften‹ von Personen und ihre Aggregation als gegebene ›Menschensorten‹ wahrgenommen: Menschen *sind* im Alltagsverständnis einfach unterschiedlich. Schon unsere kursorische Auflistung von Fällen der Humandifferenzierung lässt jedoch erahnen, welche Komplexität hinter der Vorstellung von mehr oder weniger stabilen und ›werkseitig‹ gegebenen Eigenschaften von Personen steckt. So weist die Liste neben einigen Gemeinsamkeiten verschiedener Differenzierungen auch auf ihre Unterschiedlichkeit hin: Manche Unterscheidungen haben ihre *Ansatzpunkte* an den Körpern und machen ihre Eigenschaften zu ihren Leitsymbolen, andere an Tätigkeiten oder Gütern. Auch die *Verweildauer* in Kategorien kann variieren: Geschlecht oder ›Rasse‹ werden als lebenslang konstante Eigenschaften erwartet, während Alter immanent transitorisch ist und bei Nationen und Klassen mit Mobilität systematisch gerechnet wird. Mit der typischen *Anzahl* von Kategorien (also Geschlechtern, Leistungsklassen, Ethnien, Konfessionen usw.), in die Humandifferenzierungen Menschen sortieren, variiert auch deren Besetzungsstärke; und auch die *sozialen Einheiten*, auf die sich Kategorisierungen teleologisch richten, unterscheiden sich: Leistung zielt auf die Herstellung von Individuen, Geschlecht auf die von Paaren, während Ethnizität, Nationalität und Religion auf die von Kollektiven abstellen. Ferner implizieren verschiedene Kategorisierungslogiken verschiedene Formen von *Asymmetrie*: Die generelle Bevorzugung des ›Wir‹ gegenüber den ›Anderen‹ kombiniert Abwertung und Idealisierung, im Fall der Leistungsklassifikation wird die binäre wir/die-Opposition dagegen durch eine Skalierung ersetzt, die ›bessere‹ von ›schlechteren‹ Personen stratifikatorisch unterscheidet. Es sind also nicht nur Menschen vielfach differenziert, sondern auch die Differenzierungen selbst. Entsprechend ›haben‹ die in Kategorien sortierten Menschen ›ihre‹ Eigenschaften unterschiedlich: Man ›hat‹ seine Nationalität anders als seine Konfession und gehört einer Altersgruppe anders an als einer Geschlechtskategorie.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Unbeirrt von derlei Komplikationen schließt die standardisierte Sozialforschung routiniert an die verführerische Klarheit alltagsweltlicher oder bürokratischer Kategorien an und selektiert die Mitglieder ihrer Stichproben als Träger bestimmter Eigenschaften. Eine solche Übernahme alltagsweltlicher in wissenschaftliche Kategorien geht wie selbstverständlich davon aus, dass entsprechende Gruppen (wie Ethnien, Geschlechter oder soziale Milieus) existieren und behandelt die Zugehörigkeiten zu ihnen als Identitäten. Rogers Brubaker (2007) kritisiert dies als einen ›Gruppismus‹, der Sozialwissenschaftler und politische Aktivisten eint. Gruppistische Forschung neigt dazu, soziale Zugehörigkeiten zu Eigenschaften von Individuen zu reifizieren und verliert so aus dem Auge, dass sie primär Eigenschaften der Sozialorganisation sind. Wie also ist mit der Komplexität von Humandifferenzierungen umzugehen?

Soziologisch kann man ›Eigenschaften‹ zunächst so auflösen, dass man sie als *Mitgliedschaften* fasst, das heißt als mit anderen geteilte (nicht bloß individuelle) Eigenschaften, die Menschen zu Exemplaren sozialer Gebilde (vor allem von Kollektiven) machen. Die Rede von Humandifferenzierung, die wir im Folgenden entwickeln, vollzieht gegenüber dieser Ausgangsvorstellung zwei weitere abweichende Bewegungen: Erstens fokussiert sie anstelle der fixierten Eigenschaft oder sozialen Zugehörigkeit die *Prozesse* der Differenzierung, die die Kategorien und Mitgliedschaften zuerst hervorbringen: die Praktiken, die eine Zugehörigkeit ausweisen, die Klassifikationsprozesse, die sie zuweisen, die polarisierenden Maßnahmen, die Kategorien auseinanderhalten. Auf eben diese Prozessualität verweist die Rede von *doing differences* (wir kommen gleich darauf zurück).

Zweitens verschiebt die Rede von Humandifferenzierung den Fokus von der Aufmerksamkeit für einzelne Mitgliedschaften auf die Koexistenz mehrerer: Individuen haben Mitgliedschaften in Humankategorien ja nicht einzeln und isoliert, sondern immer mehrere parallel, gleichzeitig und kombiniert, sie haben sie immer schon als *Mehrfachzugehörigkeit*. Dieser Umstand wurde in Forschungsfeldern, die sich um einzelne prominente Differenzierungen gebildet haben (etwa die *Ethnicity*, *Race* und *Gender Studies*), lange unterschlagen oder – mit einem Bias zugunsten der Relevanz der je eigenen Leitdifferenz – an den Rand gerückt. Heute wird er nachholend unter dem Konzept der ›Intersektionalität‹ behandelt. Studien in diesem Denkstil (etwa Crenshaw, 1994; Anthias, 2005; Winker & Degele, 2009) untersuchen ausgewählte Differenzen (vornehmlich Klasse, Rasse und Geschlecht, bisweilen ergänzt um einige weitere) als Strukturkategorien (soziale Klassen), und fragen, welche Ungleichheitseffekte ihr Zusammenwirken für die Individuen hat, die an ihrem Kreuzungspunkt positioniert sind. Der Ansatz berücksichtigt also zwar die Gleichzeitigkeit von Humandifferenzierungen, begegnet ihrer großen Diversität aber immer noch mit zwei starken Reduktionen:

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Zum einen ›verschluckt‹ er sie in einer Fixierung auf *Ungleichheitseffekte*; zum anderen bleibt der Horizont auf eine Handvoll Differenzen beschränkt. Sieht man empirisch genauer hin, werden neben der großen Trias sozialer Ungleichheit (*sex/race/class*) jedoch zahlreiche weitere Differenzierungslinien erkennbar, die zudem allesamt durch eine quer zu ihnen verlaufende sachliche Differenzierung der Gesellschaft in ein Dutzend relevante Teilsysteme gebrochen sind.

Hierauf verweist die *differenzierungstheoretische* Tradition der Soziologie, für die die Mehrfachzugehörigkeit von Individuen keine späte Entdeckung, sondern ein ganz elementarer gesellschaftlicher Sachverhalt ist. Sie sieht Menschen in der modernen Gesellschaft nicht mehr primär in Klassen *eingeschlossen*, sondern *zwischen* arbeitsteilige Felder platziert. Ihre Individualität entsteht am »Schnittpunkt sozialer Kreise« (Simmel, 1992). In der Zuspitzung von Niklas Luhmann (1997) beansprucht die funktionale Differenzierung Personen nur mehr durch Erwartungen an den Verhaltensausschnitt sachspezifischer Rollen, die sie nur temporär einnehmen. Die Differenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme bringt Individuen in eine strukturelle Außenstellung, sie schafft »Exklusionsindividualität« (Luhmann, 1989, S. 158), zusammen mit vielfältigen Möglichkeiten, Mitgliedschaften zu wählen und zu kündigen. Askriptive Kriterien, Statusunterschiede und auf Kollektivzugehörigkeiten basierende Ungleichheiten verlieren an Bedeutung zugunsten neuer Formen von Ungleichheit (wie der zwischen von Leistungs- und Publikumsrollen) und durch meritokratische Prinzipien. Dieser Ansatz öffnet gegenüber dem klassentheoretischen Modell den Blick für die faktische Diversität und Kontingenz von Differenzierungslinien; allerdings um den Preis, dass er einen bestimmten Typus von Zugehörigkeit, die frei gewählte und damit kündbare Mitgliedschaft in Organisationen, favorisiert. Dabei gerät aus dem Blick, dass *nicht gewählte* Zugehörigkeiten wie Geschlecht, Ethnizität oder Alter, die durch kulturelle Kategorisierungsprozesse stabilisiert werden, zwar gesellschaftsgeschichtlich an Bedeutung verlieren, aber auch in Gegenwartsgesellschaften rein sachbezogene Klassifikationen immer noch unterlaufen.[1]

Wie auch immer man gesellschaftstheoretisch ansetzt, bei der vertikalen Differenzierung von Klassen oder der horizontalen in Felder beziehungsweise Subsysteme: Nimmt man Zugehörigkeiten zu Humankategorien nicht mehr nur in auf sie spezialisierten (und sie so auch reproduzierenden) Forschungsfeldern, sondern grundsätzlich multipel

1 Einen wiederum anderen Blick auf Mehrfachzugehörigkeit bieten Multikulturalismus-Konzepte und Hybriditätsansätze in den Kulturwissenschaften und *postcolonial studies* (u.a. Bhabha, 1994; Young, 1995; Nederveen, 2001). Hier geht es um (am)bivalente Zugehörigkeiten zu verschiedenen Kategorien einer einzelnen Differenzierungsform.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

wahr, drängt sich die Frage ihrer Ko-Existenz, ihrer Wechselwirkung und ihrer konkurrierenden Relevanzen auf: Wie überlagern, verstärken oder relativieren sie einander?

Doing, Undoing und Un/doing Differences

Für die Beantwortung dieser Frage bietet sich eine kultursoziologische Perspektive an, die einen Schritt vor der sozialen Mitgliedschaft ansetzt und die elementaren Prozesse des Kategorisierens selbst zum Gegenstand macht. Einen Ausgangspunkt bildet das praxeologische Konzept des *doing differences* (West & Fenstermaker, 1995). Seine ethnomethodologische Grundannahme ist, dass jede soziale Differenzierung praktiziert werden muss, also Teil einer Vollzugswirklichkeit ist, wobei Individuen weder als Akteure noch als Träger von Identitäten, sondern als bloße Vermittler sozialer Praxis betrachtet werden. Wer etwa meint, dass er eine Professorin vor sich sieht, sollte sich fragen, wie »doing being a professor« geht, wie sie es also bewerkstelligt, als eine solche zu erscheinen und spontan erkannt zu werden; und wie man sie als Interaktionspartner dann zum Beispiel durch den Gebrauch einer Anrede oder eines Namens zugleich einem Geschlecht, einer Alterskategorie und einer Statusgruppe zuordnet (»Guten Tag Frau Professor…«). *Doings* existieren in einer großen Bandbreite: Ein religiös motivierter Kleidungsstil oder Verzicht auf bestimmte Speisen kann genauso eine Differenz aufbauen wie die architektonische Gestaltung einer Einrichtung mit Toiletten für Personen mit Vagina, Penis oder Rollstuhl.

Die Grundvorstellung eines praktischen Vollzugs von Unterscheidungen und Zugehörigkeiten (*doing X*) impliziert nun aber auch, dass sie auch *nicht* getan werden oder *zurückgenommen* werden können. Ein solches *undoing X* liegt etwa vor, wenn eine visuell naheliegende Unterscheidung (z.B. nach Ethnizität) normativ inhibiert oder eine interaktiv vollzogene Unterscheidung zurückgewiesen oder ignoriert wird. Eine grundlegende Kontingenz von Humandifferenzierungen liegt also in ihrer prinzipiellen Negierbarkeit: Sie können gezogen *oder* zurückgezogen, aufrechterhalten *oder* unterlaufen werden. Am Horizont solcher Formen des Ungeschehen-Machens liegt aber auch die Option, dass eine Unterscheidung schlicht gar nicht vorgenommen wird, dass sie in bestimmten Situationen, Organisationen oder Feldern überhaupt nicht stattfindet (*not doing X*), sondern etwas Anderes (Y). Die Zugehörigkeit zu Humankategorien als eine vermeintlich mehr oder weniger dauerhafte ›Eigenschaft‹ von Individuen erscheint so als temporäre Aktualisierung einer Differenz, mit der Personen mehr oder weniger stark identifiziert werden. Der ambivalente Ausdruck *un/doing differences* versucht vor diesem Hintergrund, einen stets flüchtigen Schwebezustand begriff-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

lich festzuhalten, einen fragilen Moment der Ununterschiedenheit, in dem Prozesse des *doing* oder *undoing* einsetzen. Zugleich verweist er auf die beiden Prozesse als Kehrseiten einer Medaille: Jedes *doing* einer Unterscheidung trägt das *undoing* – die Verdrängung und Negation – anderer Unterscheidungen schon in sich.

Die Rede von *doing* differences hebt die mikroperspektivische Handlungsseite von Humandifferenzierungen hervor, kulturelle Differenzierungen werden aber natürlich erst dadurch sozial aufgebaut, dass sie über die Grenzen von Situationen hinaus stabilisiert und institutionalisiert werden. Aber auch dann erscheinen Humandifferenzen als *prozesshaft*, gleichgültig, ob man sie mikrologisch in der situativen Zeit von Handlungssequenzen, in der biografischen Zeit von Narrationen oder makrologisch in folgenreichen administrativen Setzungen und historischen Entwicklungen untersucht. So können sich diskursiv verbreitete Kategorisierungen in einem habitualisierten Sprachgebrauch oder in Vokabularien niederschlagen, die dann alltägliche Interaktionen und Gruppenprozesse anleiten. Solche diskursiven und interaktiven Kategorien können zudem zu dauerhaft erlebten Selbstverständnissen und mit Hingabe gelebten Identitäten werden (Brubaker, 2007). Alltagsweltliche Kategorien können ferner durch Expertendiskurse formalisiert und systematisiert werden und sich in Statistiken, Dokumenten und administrativen Setzungen verfestigen, die Kategorien normativ mit Gültigkeitsanspruch ausstatten und sie so wiederum zu Weichenstellern für Interaktionen machen. Jenseits des situativen, handlungspraktischen Vollzugs einer Unterscheidung werden Humandifferenzierungen also auch auf anderen Aktivitätsniveaus stabilisiert. Dies gilt analog für ihr *undoing*: Differenzen können nicht nur situativ und aktiv konterkariert werden, sie können auch historisch langfristig an Kontur verlieren und schließlich in Vergessenheit geraten.

So verstanden, bedeutet Mehrfachzugehörigkeit eine dynamische Konkurrenz zwischen verschiedenen Differenzierungsprozessen, ein komplexes Spiel der wechselseitigen Überlagerung und Außerkraftsetzung von Humandifferenzierungen. Ein je konkreter Fall von *doing difference* ist so immer eine sinnhafte *Selektion* aus einer Reihe *konkurrierender* Differenzierungen. Erst diese Selektion schafft einen Unterschied, der auch einen Unterschied macht. Es reicht dabei nicht, dass eine Kategorisierung perzeptiv oder sprachlich einmal vollzogen wird; entscheidend ist, ob in sozialen Prozessen – in Interaktionen, Biografien, Verfahren, Diskursen usw. – an diesen Anknüpfungspunkt *angeschlossen* wird, ob es also in deren Verlauf zur Wiederaufnahme einer Unterscheidung kommt, so dass ihre soziale Relevanz aufgebaut wird. Wird eine Unterscheidung nicht selegiert, so findet sie bis auf Weiteres nicht statt, sie ruht in einer Art Stand-by-Modus. So wie Mitgliedschaften in einer Organisation ruhen können und Zugehörigkeiten im Selbstver-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

ständnis hoch oder tief rangieren können – der eine ist noch Atheist, der andere lebt bloß areligiös – so tun sie es auch situativ, feldspezifisch und historisch. Der Nicht-Zugehörigkeit oder Ungebundenheit von Personen entspricht eine mehr oder weniger dauerhafte *Indifferenz* von Differenzen.

Für die empirische Forschung stellt sich vor diesem Hintergrund vor allem die Frage: *Welche* Differenz ist *wann* und *wo* in Kraft? Aber auch: Welche zugeschriebene Zugehörigkeit ist wann und wie lange auch affektiv besetzt? Welche Faktoren bestimmen solche Konjunkturen in Institutionen und Interaktionen? Unter welchen historischen Bedingungen setzt sich eine Unterscheidung durch, welches Bedingungsgefüge setzt sie außer Kraft? Wie spielen *doing* und *undoing difference* ineinander?

Kreuzungen, Rahmungen und Aggregatzustände

Man kann das *doing* verschiedener Differenzen und Zugehörigkeiten nun nicht nur *sukzessiv* denken (als eine Reihe von Selektionen einer jeweils dominanten Unterscheidung), man kann auch fokussieren, wie Differenzierungen *gleichzeitig* vollzogen werden und miteinander interferieren. Solche Kreuzungen lassen sich oft bereits an sprachlichen Kategorien feststellen, mit denen Zugehörigkeiten benannt werden. In der Kategorie ›Mädchen‹ überschneiden sich beispielsweise Geschlecht und Alter, und in den Praktiken ›mädchenhaften Verhaltens‹ findet sich entsprechend ein ›*doing gender while doing age*‹. In den sozialen Typen des Alltags sind immer schon mehrere Kategorisierungen verschweißt. Thorne (1993) spricht von der kontinuierlichen »Flexion« sozialer Kategorien durch andere Kategorien. Neben solchen Amalgamierungen können sich Humandifferenzierungen auch auf weitere Arten kreuzen. Sie können sich gegenseitig verstärken, von anderen herabgestuft, in ihrem Geltungsbereich beschränkt werden oder ganz hinter ihnen verschwinden. Manche kommen sich ›in die Quere‹, andere begegnen sich eher folgenlos. Unter der Fragestellung des *doing* und *undoing*, des Aufbaus oder Abbaus von Humandifferenzierungen, lassen sich analytisch differenzverstärkende und -abschwächende Kreuzungen unterscheiden:

Ein Beispiel für die *differenzverstärkende Kreuzung* von Unterscheidungen ist etwa der aus den *Race Studies* bekannte Umstand, dass die Signifizierung von Hautfarben durch die Kopplung an juristisch-politische Segregationsprozesse (Apartheid), soziale Klasse (Versklavung) und Endogamieregeln (Heiratsverbote) mehrfach potenziert und sozial konsequenzenreich gemacht wird (Wacquant, 2003). Ein analoges Beispiel aus den *Gender Studies* ist, dass der Geschlechterdifferenz durch Attraktivitätsnormen bei der Paarbildung eine Altersdifferenz eingepflanzt wird, indem die Ästhetisierung eines Altersvorsprungs

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Männern äußerst folgenreiche Karriere- und Einkommensvorsprünge sichert (Goffman, 1977). Ein Beispiel aus der Ethnizitätsforschung ist die ethnische Umsiedlung und Vertreibung, die ›Völker‹ mit Territorien zur Deckung bringt (Ryan, 1996). Und schließlich ist spätestens seit den Pisa-Studien die Reproduktion sozialer Klassen durch die Bildung von Leistungsklassen im Rahmen ihrerseits klassifizierter Schultypen bekannt. In all diesen Fällen geht es um gegenseitige Differenzverstärkungen: *Doing ›race‹* wird unter anderem durch Deklassierung betrieben, *doing gender* stützt sich auf ein *doing age*, das Geschlechterunterschiede durch Altersabstände konturiert. Eine Humandifferenzierung kann also verstärkt werden, indem sie andere ›kannibalisiert‹. So wie sich Identitäten über Alteritäten aufladen, so lädt sich eine Differenz über andere auf. Sie besteht auch aus ihnen.

Beispiele für *Differenzminimierung* sind etwa, wenn nationale Differenzierungen durch regionale Identitäten gebrochen werden oder die säkularistische Trennung von Staat und Kirche in religiöse Grenzziehungen hinein dirigiert und sie entkräftet. Es kann zu regelrechten Verdrängungskonkurrenzen kommen, wenn eine Differenz beansprucht, andere Unterscheidungen zu übertrumpfen und sie zu subsumieren (wie eine religiöse Zugehörigkeit, die in allen Lebensbereichen Höchstrelevanz reklamiert). Humandifferenzen können aber auch schlicht aus den sie verstärkenden Kopplungen mit anderen Differenzen herausgelöst werden, und ehemals relevante Identitätskategorien damit zu bloßen anatomischen Besonderheiten herabsinken. So wird zum Beispiel Geschlecht nicht nur durch formalisierte Verfahren neutralisiert (Heintz, 2008), sondern auch im informellen Liebesindividualismus von Paarbeziehungen durch eine komplexere Personenwahrnehmung verdrängt (Hirschauer, 2013). Solche Differenzminimierungen können für einzelne mit einer spontanen Relevanzminderung verbunden sein. Es gibt aber auch nachhaltige Entwertungen auf übergeordnetem Niveau, wenn Differenzen systematisch abgebaut werden, so wie die Entwertung nationaler Grenzen in Europa vormals hochgerüstete Nationalgefühle fallweise zu sportlichem und folkloristischem Patriotismus verkümmern ließ. Differenzen werden auch entkräftet, wenn der große Gleichmacher Kapitalismus »ohne Unterschied von Geschlecht und Alter« (Marx & Engels 1956: 416) Arbeitskräfte ausbeutet.

Humandifferenzierungen sind also grundsätzlich kontingent, deshalb aber keineswegs flüchtig oder beliebig. Sie verfügen über unterschiedliche Grade von Stabilität, mit denen sie sozial mehr oder weniger ausgestattet werden. Ein erster zentraler Umstand ist dabei, dass Differenzierungen gesellschaftlich durch die ontologische Leitunterscheidung von *Natur* und *Kultur* beobachtet werden. Eine Differenz in einem dieser beiden primären Rahmen (Goffman, 1977) zu verorten, kann beispielsweise Leistung als angelegte *Begabung* oder aber als

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Effekt von *Lernanstrengung* deuten, Geschlecht als *sex* oder *gender* vorstellen oder körperliche Phänotypen als *race* oder *ethnicity*. Solche Rahmungen können sich mit der Zeit verändern – so wurden ›Rasse‹ und Geschlecht im 19. Jahrhundert massiv naturalisiert, seit dem 20. Jahrhundert zunehmend rekulturalisiert (siehe den Beitrag von Heintz in diesem Band) – und die Konflikthaftigkeit dieses Wandels lässt sich allerorten beobachten. Die Sozial- und Kulturwissenschaften sind dabei nicht unparteiisch, sie arbeiten selbst an einem dieser Rahmen, wenn sie Naturalisierungen als eine kulturelle Hervorbringung beschreiben und als Verkennungsmechanismen (Bourdieu, 1987) zur Stabilisierung kultureller Unterscheidungen entschlüsseln. Die unterschiedliche Verortung in einem der beiden Register stellt Differenzen zugleich in einen kontingenzoffeneren (Kulturalisierung) oder eher kontingenzaversiven (Naturalisierung) Rahmen. Entsprechende Rahmungsvarianten können von ganzen gesellschaftlichen Feldern kultiviert werden. So werden in den Lebenswissenschaften Menschen konsequent biologisch unterschieden, während zum Beispiel Kunst und Mode einen spielerischen oder uneigentlichen Gebrauch von Kategorisierungen pflegen (zum Beispiel im ironischen Zitat, in Karikatur oder Parodie). Rahmen*verschiebungen* können auch in institutionellen Programmen stattfinden: Kriterien für Staatsangehörigkeit können durch politische Reformen vom Abstammungs- zum Territorialprinzip wechseln und Geschlecht wird auf der Theaterbühne von einer chromosomalen oder hormonellen Ausstattung von Körpern zu einer Frage ihrer kostümtechnischen Staffage.

Hiermit ist ein zweiter Aspekt angesprochen, nämlich dass Humandifferenzierungen nicht nur unterschiedlich gedanklich konzipiert und sprachlich thematisiert werden, sondern in einer ganzen Reihe von *Aggregatzuständen des Kulturellen* auftreten. Ihre unterschiedliche Festigkeit liegt nicht nur in ihrer situationsübergreifenden Institutionalisierung und Verstetigung, sie hat auch eine materielle Komponente. Kulturelle Unterscheidungen existieren unter anderem in Form *sprachlicher Strukturen* (Kategorien, Grammatiken, Personennamen etc.), die sich in *diskursiven Repräsentationen* in Form von Schriftdiskursen, Redensarten oder visuellen Darstellungen niederschlagen. Solche öffentlichen Repräsentationen haben mentale Entsprechungen in *kognitiven Schemata* (Rahmen, Skripte, stereotype Sicht- und Hörweisen), die neben Situationen, Ereignissen und Äußerungen auch Gefühle und Personen (inklusive des Selbst) klassifizieren. Ferner existieren Unterscheidungen in Form *situierter Praktiken* (der Kommunikation, der Arbeit, des Konsums etc.) und in dauerhaften *institutionellen Infrastrukturen* (von sozialen Beziehungen über Organisationen bis zur Sozialstruktur). Und schließlich finden Humandifferenzierungen ihren Weg in die Elemente *materieller Kultur*: Strukturen des sozial geformten Körpers, Artefakte, Technologien und Architekturen. Eine Landesgrenze, die territorial Na-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

tionalgemeinschaften voneinander unterscheidet, besteht zum Beispiel zumeist aus einem Sprachenunterschied, aus kartografischen Repräsentationen, aus einer Geltungsgrenze von Gesetzen, aus Grenzposten und Grenzsoldaten, aus Formularen und Personenkontrollen, Fahnen und Schlagbäumen, habituellen Schwellen in Straßenverkehrspraktiken usw.

Neben den unterschiedlichen Rahmungen tragen diese ontologisch verschiedenen Sinnschichten dazu bei, Unterscheidungen zwischen Menschen mehr oder weniger kulturell zu härten: Kategorien können von flüchtigeren Aggregatzuständen (etwa sprachlichen Wendungen) in solche übergehen, die veränderungsresistenter sind (zum Beispiel rechtliche Regelungen), und sich auch über mehrere Aggregatzustände verteilen. Man kann sich die Institutionalisierung einer Differenz idealtypisch als eine Expansionsbewegung in verschiedene solcher Sinnschichten vorstellen. Neben solchen ›Objektivierungen‹ (Berger & Luckmann, 1969) ist aber immer auch deren mögliche Umkehrung in den Blick zu nehmen: die Entkopplung von Sinnschichten, die Isolierung und Ausdünnung von Humandifferenzen in nachlässiger werdenden Praktiken, erodierenden Diskursen und geschwächten Institutionen. *Doing* und *undoing differences* kann jenseits situierter Praktiken auch in dieser Beschaffenheit von Differenzierungen und deren Wandel liegen.

Die Beiträge dieses Bandes

Die in diesem Band versammelten Beiträge betrachten Prozesse der Humandifferenzierung aus dem Blickwinkel von sechs sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen über verschiedene Institutionen, gesellschaftliche Felder und Kontinente hinweg.[2] Im ersten Teil des Bandes werden drei theoretische Perspektiven der Soziologie auf Prozesse der Humandifferenzierung und ihre Beziehung zu anderen Formen sozialer Differenzierung vorgestellt. Ein Beitrag schließt an das gerade skizzierte analytische Instrumentarium zur Humandifferenzierung an, die anderen beiden setzen sich kritisch mit ihm auseinander. Es folgen elf Aufsätze, die empirisch zur Forschung über Humandifferenzierung beitragen.

Der erste Beitrag (von *Stefan Hirschauer*) führt das Konzept der Humandifferenzierung ein. Zum einen schlägt er vor, die große Diversität sozialer Zugehörigkeiten von Individuen zu sozialen Gebilden sozialtheoretisch zu ordnen: in zwei grundlegende Typen, die relationale und

2 Prozesse der Humandifferenzierung vergleichend zu untersuchen, ist seit 2013 Programm der interdisziplinären DFG-Forschergruppe *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung* an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, von deren Arbeit acht Beiträge dieses Bandes erste gemeinsame Ergebnisse präsentieren.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

die kategoriale Zugehörigkeit, sowie in verschiedene Modi des Zugehörens, die unterschiedliche soziale Figuren hervorbringen: Exemplare, Statusinhaber, Mitglieder, Insassen, Angehörige und Anhänger. Zum anderen bezieht der Beitrag Zugehörigkeiten auf die ihnen zugrunde liegende Form sozialer Differenzierung: die neben der Differenzierung gesellschaftlicher Felder und sozialer Gebilde praktizierte Humandifferenzierung – eine spezifische Form sozialer Un/gleichheit, die in der Dynamik von Selbst- und Fremdkategorisierungen homo- oder heterosoziale Begegnungen schafft. Schließlich werden zwei für die Praxis sozialer Zugehörigkeit zentrale Graduierungen dargestellt: Grade der Intensität, mit denen das Selbstverständnis von Personen zwischen Indifferenz und ›Identität‹ variieren kann und Grade der ›Reinheit‹, mit denen sich ihre Zugehörigkeit zwischen exemplarischer Typizität und ambiguer Hybridität bewegt.

Armin Nassehi betrachtet die Humandifferenzierung aus der Perspektive der Theorie funktionaler Differenzierung der Gesellschaft. Beide Differenzierungsformen liegen auf unterschiedlichen Ebenen, haben aber miteinander zu tun. In stratifizierten Gesellschaften bestand die Lösung des Ordnungsproblems in einer Gleichschaltung von gesellschaftlicher und Humandifferenzierung in einem oben/unten-Schema. Die funktional differenzierte Gesellschaft kann dagegen mit der Humandifferenzierung nicht wirklich umgehen, eröffnet ihr aber gerade durch die strikt sachbezogenen Kodierungen der Funktionssysteme Chancen auf enorme Formenvielfalt; sie ist so variationsreich, eben weil sie keine gesellschaftliche Differenzierungsform mehr ist. Damit ist sie aber nicht sozial irrelevant: In Interaktionen (für die Wahrnehmung zentral ist) und Organisationen (die in Personalentscheidungen Menschen sortieren) dürfte sie die wahrscheinlichste Form der Ordnungsbildung sein. Mit der funktionalen Differenzierung kam es also zwar zu einer gesellschaftsstrukturellen Unterbestimmung des Menschen, aber auch zu einer diese kompensierenden kulturellen Überbestimmung von Zugehörigkeiten. Die eigenschaftslose Inklusion von Individuen in die Gesellschaft musste Eigenschaften ›in der zweiten Reihe‹ herstellen.

Bettina Heintz betrachtet die Humandifferenzierung in ihrem Verhältnis zu sozioökonomischer Ungleichheit. Was erklärt nur die gegenwärtige politische und wissenschaftliche Dramatisierung askriptiver kategorialer Unterschiede wie Geschlecht und ›Rasse‹, obwohl diese für die sozioökonomische Positionierung von Menschen deutlich an Relevanz verloren haben? Während die nationale Zugehörigkeit wie kein anderer zugeschriebener Status über Lebenschancen entscheidet, sind bei Geschlecht und ›Rasse‹ formale Barrieren weggefallen (Ungleichheit wird hier eher verdeckt reproduziert). Diese kategorialen Unterschiede bleiben aber, trotz gesteigerter Durchlässigkeit für Seitenwechsler (etwa Transsexuelle), nach wie vor identitätsstiftend und politisierbar. Der Bei-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

trag entwickelt vor diesem Hintergrund differenzierungstheoretische, ungleichheitstheoretische und weltgesellschaftliche Erklärungsangebote für die Hartnäckigkeit der Zurechnung auf kulturelle Differenzen wie Geschlecht und Ethnizität auf Kosten der Wahrnehmung von Klassenunterschieden. Zu diesen Erklärungen gehört die Feststellung, dass die Auflösung distinkter Klassenkulturen dem *doing class* die verlässlichen Darstellungsrepertoires entzogen hat: ›Klassen‹ fehlt es im Alltag an Erkennbarkeit.

Der zweite Teil des Bandes beleuchtet Humandifferenzierungen im Zusammenhang mit der Imagination von Gemeinschaften. Auf den Seiten oder an den ›Enden‹ einer Differenz können sich auf unterschiedliche Weise Vergemeinschaftungen bilden, die ihrerseits Differenzierungen forcieren. Humandifferenzierungen kommen zum Einsatz, wenn es um die Definition und Stabilisierung der Grenzen solcher Gemeinschaften geht. Sie werden gegenüber konkurrierenden Differenzierungen verteidigt, verschoben und umdefiniert; damit wird das Verhältnis von In- und Out-Group oder Mehrheiten und Minderheiten verändert, oder Gemeinschaften werden gegen Umdefinitionen ›von außen‹ behauptet.

Carola Lentz (Ethnologie) zeigt am Beispiel von Nationalfeiern in Afrika, wie abstrakte imaginierte Gemeinschaften in staatlichen Inszenierungen Gestalt annehmen und so sinnlich erfahrbar gemacht werden. Nationalfeiern werden als punktuelle Zeremonien eines »ekstatischen Nationalismus« aufgefasst, die die im Alltag oft vergessene nationalstaatliche Zugehörigkeit im Jahresrhythmus aktualisieren und so an der symbolischen Reproduktion der Nation beteiligt sind. Bezugsproblem der Ritualmacher ist dabei die Konkurrenz von Nationalität mit anderen Differenzen, allen voran Ethnizität und Regionalität. Diese können gerade in den noch jungen Staaten Afrikas zu Herausforderungen für den Nationalstaat werden, weil sie sich zur Konstitution von konkurrierenden Solidargemeinschaften eignen. Der Beitrag zeigt, wie regionale und ethnische Diversität im Rahmen von Nationalfeiern in Aufführungen, Paraden und Sitzordnungen eingehegt und als Konkurrenzdifferenzierung zur Nation geschwächt werden.

Ein anderer Fall von kategorialer Konkurrenz steht im Fokus des Beitrags von *Oliver Scheiding* (Amerikanistik). Die Zugehörigkeit zu religiösen Gemeinschaften setzt nicht an Körpermerkmalen oder regionaler Herkunft, sondern an geteilten Überzeugungen an, für die andere durch Mission und Konversion gewonnen werden können. Am Beispiel des modernen Evangelikalismus in den USA untersucht der Beitrag das Differenzmanagement einer besonders expansiven religiösen Gemeinschaft. Unter den US-amerikanischen Bedingungen eines gesteigerten Religionspluralismus entsteht ein Wettbewerb zwischen »Glaubensanbietern«, die auf einem Überzeugungsmarkt um Mitglieder werben und Strategien der Inklusion Anders- oder Nicht-Gläubiger entwickeln müs-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

sen. Der Beitrag analysiert, wie die Produkte des religiösen Medienunternehmens *Christianity Today* den Evangelikalismus als globale Strömung entwerfen, die sich andere Überzeugungen durch Herunterspielen ihrer konfessionellen Eigenarten einverleibt und zugleich eine moralisch rigorose Weltsicht als Sinnangebot mit Omnirelevanzanspruch distinkt hält.

Timo Heimerdinger (Europäische Ethnologie) widmet sich in seinem Aufsatz dem Trachtentragen in Tirol als einer Praktik der Selbstessentialisierung. Trachten kommunizieren als »Bekenntniskleider« im Sinne einer vestimentären Zeichensprache soziale Differenzen und Zugehörigkeiten nach Region, Geschlecht und Familienstand. Daneben werden die Tracht und das Trachtentragen aber auch zum Anlass und Aufhänger für weitere Differenzierungen: Sie markieren nicht nur den scheinbar einfachen Unterschied zwischen hiesig und fremd; jenseits der Vorstellung einer homogenen durch Tradition verbundenen Gemeinschaft der Trachtentragenden scheiden komplexe interne Abgrenzungen und Sortierungen etwa ›echte‹ Trachten von billigem Kommerz und ›ernsthafte‹ Trachtler von Trendbanausen. So verorten sich die »Trachtler« semiotisch und performativ regional, aber auch in Wertgemeinschaften und Zeithorizonten und machen sich zu Vertretern eines »Menschenschlags«.

Die Beiträge im dritten Teil des Bandes untersuchen, wie Humandifferenzierungen in spezifischen gesellschaftlichen Feldern und institutionellen Programmen prozessiert werden. Soziale Felder können eine besondere Affinität zu manchen Humandifferenzen aufweisen, sie in spezifischer Weise nutzen und reproduzieren oder regelrechte Reservate für Unterscheidungen bilden, die gesamtgesellschaftlich an Bedeutung verlieren.

Marion Müller (Soziologie) betrachtet Unvergleichbarkeitskonstruktionen im Sport als Strategie der Humandifferenzierung am Beispiel von Geschlecht und Behinderung. Obgleich diese beiden Differenzierungsformen in zahlreichen anderen Feldern an Bedeutung und Legitimation verlieren, werden sie im Leistungssport nach wie vor explizit zur Bildung von Leistungsklassen herangezogen und dramatisiert. Die Kategorienbildung ist dabei Bedingung für Vergleichsprozesse im Hinblick auf eine andere Differenzierung: die nach Leistung. In Bezug auf Frauen und Männer sowie Behinderte und Nicht-Behinderte gilt im Sport ein striktes Vergleichsverbot. Der Beitrag rekonstruiert, wie die beiden Humandifferenzen im Feld des Sports als Teilungskriterien etabliert wurden und betrachtet Maßnahmen und Aushandlungsprozesse um die Gültigkeit und Aufrechterhaltung dieser Vergleichsverbote. Müller zeigt, dass Geschlecht und Behinderung vor diesem Hintergrund nicht als Eigenschaften von Personen und ihren Körpern zu sehen sind, sondern als Merkmale der Sozialorganisation eines spezifischen sozialen Feldes.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Friedemann Kreuder (Theaterwissenschaft) untersucht, wie solche körperbasierten Humandifferenzierungen durch die Institution des Theaters reproduziert und transzendiert werden. Am Beispiel von *cross-gender* und *cross-race Casting* identifiziert der Beitrag ein Spannungsverhältnis zweier gegenläufiger Programme des Theaters. Auf der einen Seite überschreitet die schauspielerische und inszenatorische Praxis auf der Bühne regelmäßig klassifikatorische Grenzen, auch indem sie die dahinterstehenden Grenzziehungsprozesse als *solche* ausstellt und reflektiert. Auf der anderen Seite wird im institutionellen Geschehen der Casting- und Besetzungspraxis hinter der Bühne ein Konkurrenzprogramm der Reproduktion von Geschlechts- und Rassestereotypen in Rollenfächern erkennbar. Der Beitrag diskutiert diese scheinbare Paradoxie von *doing* und *undoing* als Möglichkeitsbedingung der theatralen Transgression lebensweltlicher Zugehörigkeiten.

Gegenstand des Aufsatzes von *Herbert Kalthoff* (Soziologie) ist ein weiterer Fall von Leistungsklassenbildung: die Beurteilung von individuellen Leistungen in der Schule. Der Beitrag analysiert sie als ein institutionelles Programm der organisierten Humanevaluation, das die Leistung von Schülern durch Praktiken der Bewertung nicht ›misst‹, sondern hervorbringt. Die Schule als »Humanlaboratorium« stattet ihr Personal, die Lehrkräfte, mit der Autorität aus, Schüler mittels machtvoller symbolischer Prozesse zu kategorisieren. Der Beitrag deckt die Fiktionen hinter der schulischen Bewertungspraxis auf und zeichnet nach, wie über die verschiedenen Stationen des schulischen Bewertungsprozesses, vom flüchtigen Geschehen im Unterricht bis zur Fixierung von Noten in der Zeugniskonferenz, ›Leistung‹ als feststellbare Eigenschaft von Schülern praktisch produziert wird.

Im vierten Teil des Bandes steht die Indikation von kategorialen Zugehörigkeiten im Vordergrund. Sie wird in verschiedenen Zeichensystemen kommuniziert und markiert, darunter sprachliche (Bezeichnungen, grammatische Strukturen, Sprechweisen), visuelle (Kleidung, Haartracht, Gestik) und körperliche (Hautfarbe, Habitus, Körperteile). Die vier Beiträge betrachten solche Indikatoren und Indikationsprozesse. Sie thematisieren deren historischen Wandel und strategische Abwandlung, bis hin zu einem subversiven Unterlaufen und Irritieren konventioneller Bedeutungszusammenhänge.

Sprachliche Indizierungen sind Thema der ersten beiden Beiträge. *Peter Auer* (Soziolinguistik) betrachtet die Indizierung von Zugehörigkeiten auf der sprachpragmatischen Ebene und fragt nach dem systematischen Zusammenhang zwischen sprachlichen Merkmalen und expliziten Kategorisierungen nach Ethnizität, sozialer Klasse und Alter. Der Beitrag betrachtet die Beziehungen zwischen sozialen Typen und sprachlichen Merkmalen und stellt ein Modell sozialer Kategorisierung durch Sprache vor. An Beispielen aus der Lebenswelt von Jugendlichen

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

»mit Migrationshintergrund« zeigt er, wie erst Kombinationen von phonologischen, grammatischen und lexikalischen Merkmalen zu einem kompakten ethnolektalen Stil werden, der Sprecher als Angehörige einer sozialen Kategorie ausweist. Diese Markierungen können aber auch im Sinne eines *undoing* situativ ausgesetzt werden.

Damaris Nübling (linguistische Onomastik) betrachtet einen prototypischen Fall der sprachlichen Markierung kategorialer Zugehörigkeit: Rufnamen als sprachliche Menschenetiketten dienen der individuellen Identifizierbarkeit, sind aber auch mit sozialen Bedeutungsgehalten aufgeladen und indizieren so soziale Zugehörigkeiten. Der Beitrag führt dies in Bezug auf die Humandifferenzierungen Geschlecht und Alter aus und fokussiert dann den Zusammenhang von Geschlechterdifferenzierung und Personennamen. Als empirisches Beispiel dient der Rufnamenwechsel von Transgender-Personen und ihr Umgang mit der in das deutsche Sprach- und Rufnamensystem eingelassenen Geschlechterbinarität. Beim Rufnamenwechsel wird die Fremdkategorisierung durch den bei der Geburt vergebenen Namen durch eine Selbstverortung innerhalb verschiedener Kategorien überwunden. Der Beitrag zeigt verschiedene Formen und Grade dieses *doing* und *undoing gender* mit Personennamen.

Die beiden folgenden Beiträge wenden sich dem Körper als Zeichenträger und vor allem seiner Oberfläche als Anzeige von Zugehörigkeiten zu.

Mita Banerjee (Amerikanistik) zeichnet die Geschichte der Einteilung der amerikanischen Gesellschaft in »schwarze« und »weiße« Bevölkerungsgruppen seit dem 19. Jahrhundert nach. Die in dieser Unterscheidung liegende Gleichsetzung von ›Rasse‹ und ›Ethnizität‹ findet sich im heute gängigen Modell des *ethno-racial pentagon* wieder, das in institutionalisierte Ordnungsmechanismen wie Einbürgerungsformularen oder den amerikanischen Zensuskategorien eingelassen ist und US-Amerikaner und solche, die es werden wollen, in »rassisch-ethnische« Kategorien einordnet. Der Beitrag zeigt die Uneindeutigkeit, die hinter der heutigen *color line* steckt: Zwischen schwarz und weiß tun sich eine Grauzone zwischen gradueller und kategorialer Differenz und ein Spektrum von Nuancen des Weißseins auf. Die TV-Serie *Monk*, die bewusst mit Identitätspolitik bricht, indem sie schier endlos Kleinstdifferenzen aufruft und kategoriale Uneindeutigkeit zelebriert, wird schließlich als Fall und popkulturelles Indiz für den zeitgenössischen Relevanzverlust einer nach klaren Humankategorien politisch geordneten Welt analysiert.

Der Beitrag von *Matthias Krings* (Ethnologie) betrachtet aus historischer und transnationaler Perspektive Rekodierungen einer einzelnen Humankategorie, die sich um die Hypopigmentierung von Haut, Haaren und Netzhaut gebildet hat. Dieser heute unter dem medikalisierten Ausdruck ›Albinismus‹ bekannte Fall ist zwischen verschiedenen Humandifferenzen lokalisiert und wurde und wird etwa sowohl im

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Rahmen der Rassendifferenz als auch unter dem Vorzeichen der Behinderung verhandelt. Der Beitrag verfolgt seine historisch wechselnden Rahmungen in Afrika, Europa und Nordamerika. Er zeigt, wie magische, medizinische, politische, aber auch modeästhetische Diskurse und Praktiken die Hypopigmentierung mal mehr in körperlichen Gegebenheiten, mal mehr in der visuell-ästhetischen Erscheinung verorten und die unter diesen Rahmen Klassifizierten dabei mehr oder weniger als Menschen anerkannt werden. Der Beitrag schließt mit Überlegungen dazu, inwieweit sich durch diese Rahmenwechsel auch Veränderungen in der ontologischen Stabilität und der sozialen Bewertung des Phänomens ergeben, so dass es sich verflüchtigen könnte.

Ausblick: Warum Humandifferenzierung?

Was können solche transdisziplinären Forschungen zur Theoretisierung der Humandifferenzierung beitragen? Zunächst stiften sie natürlich Unordnung gegenüber den großen begrifflichen Entscheidungen. Die empirische Forschung hat es unvermeidlich mit der lokalen Gleichzeitigkeit des historisch Ungleichzeitigen zu tun und muss daher zwangsläufig auf Steigerung der Komplexität theoretischer Beschreibungen drängen: Die zeitgenössische Humandifferenzierung kann weder als ständisch noch als rein sachbezogen (als Rollendifferenzierung) verstanden werden, sondern nur als eine Mischung aus askriptiven kategorialen Sortierungen, situations- und feldabhängigen Rollen und stets virulenten Zugehörigkeiten zu imaginierten Gemeinschaften. Dabei kann die Forschung zur analytischen Differenzierung der Fälle beitragen: Wenn man an der Klassendifferenz einen Verlust an alltäglicher Erkennbarkeit konstatiert, lässt sich für die Geschlechtszugehörigkeit feststellen, dass sie der Laiendiagnostik auch weiter leicht verfügbar bleibt, nicht weil sie ›an sich‹ salient wäre, sondern weil ihre visuelle Kommunikation auch weiterhin mit großer gesellschaftlicher Verbindlicheit gefordert wird – vielleicht, weil hier der zentrale körperliche Marker unsichtbar gehalten wird, was offenbar gebraucht wird, um die Sache überhaupt mit Bedeutung aufladen zu können.

Ferner kann die empirische Forschung neben den säkularen gesellschaftsstrukturellen Verschiebungen der dominanten Form der Humandifferenzierung – von der ständisch-hierarchischen zu den multiplen Differenzierungen der primär funktional differenzierten Gesellschaft – auch spezifischere Dominanzverschiebungen zwischen einzelnen Differenzierungslinien feststellen: etwa die relative Schwächung von Religion und Nationalität in Europa, den Aufstieg der Leistungsklassifikation weit über Bildung, Beruf und Sport hinaus bis hin zur Attraktivität und zum Altern.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Schließlich kann die empirische Forschung auch auf Theorielücken hinweisen. So hatte Georg Simmel (1992) einerseits in großer Klarheit dargestellt, dass das moderne Individuum mit zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung in seine verschiedenen Rollen fragmentiert wird, wo es in der vormodernen Gesellschaft noch als »Ganzes« in Stand und Familie eingebunden war; er bemerkte jedoch auch (Simmel 1985: 46), dass dies nicht für die (familiengebundenen) Frauen gilt. Es ist heute zu ergänzen, dass ähnliche Arten von ›undifferenzierten‹ Bindungen auch für Dunkelhäutige, Ausländer, Kopftuchträgerinnen, Behinderte usw. existieren, und man kann recht leicht die durch Humandifferenzierung von Theoretikern gebrochene Reflektiertheit von Theorien der Moderne erkennen.

Umgekehrt konfrontiert die Gesellschaftstheorie die empirische Forschung mit orientierenden systematischen Fragen, etwa der Frage nach dem ›Warum‹ der starken Themenkonjunktur der Humandifferenzierung. Eine einfache Erklärung liegt sicher in der weltgesellschaftlichen Schwächung einer eurozentrischen, modernistischen Theoriebildung, die kulturelle Differenzen aller Art lange in den Schatten der Behauptung unterschiedlicher Entwicklungsniveaus gestellt hatte. Aber auch die Schwächung der Arbeiterbewegung und der Aufstieg identitätspolitischer Bewegungen dürften dazu beigetragen haben.

Aber wie könnte die Thematisierung der Humandifferenzierung mit den Strukturen der Gesellschaft selbst zusammenhängen? Bettina Heintz und Armin Nassehi geben ähnliche Antworten auf diese Frage: Beide diagnostizieren einen Relevanzverlust beziehungsweise eine strukturelle Bedeutungslosigkeit der Humandifferenzierung für die Differenzierung der Gesellschaft, mit der einerseits Freiheitsgrade der Grenzüberschreitung, andererseits Bedarfe für ihre kulturelle Thematisierung entstehen. Die Humandifferenzierung wird zum kulturellen Problem, eben weil sie nicht mehr selbstverständlich im Rahmen auf sie eingestellter gesellschaftlicher Strukturen praktiziert werden kann.

Über diese Frage der Themenkonjunktur (der gesellschaftlichen Semantik) hinaus weist noch eine zweite Frage: Warum kommt es überhaupt zur Humandifferenzierung, obwohl diese für die Basisstrukturen der Gesellschaft vielleicht keine Funktion mehr hat? Im Rahmen der Systemtheorie würde man hier (wie Nassehi) auf die untergeordneten Systemebenen Interaktion und Organisation verweisen, in der weiteren Theoriebildung könnte sich eine stärkere Differenzierung von Ordnungsebenen (sozialen Gebilden) empfehlen, auch um der Spezifik von Humandifferenzierungen besser gerecht zu werden. (So könnte es sein, dass die Geschlechtskategorien vor allem durch das gleich/anders von *Dyaden* binarisiert werden, Ethnizität dagegen durch das wir/die (einheimisch/fremd) je lokaler *Gruppen*). Ferner könnte es angebracht sein, die zweite Warum-Frage mithilfe einer Erweiterung von Formen gesell-

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

schaftlicher Differenzierung zu beantworten, etwa die Ergänzung der gesellschaftlichen Strata und Felder beziehungsweise Subsysteme durch kulturelle ›Lebensformen‹ wie Milieus, Lebensstile und Subkulturen (so der Vorschlag von Reckwitz 2010: 198f.). Die Theoriebildung müsste dann auch auf einen weiteren Begriff gesellschaftlicher Strukturen zielen: Arbeitsteilung und Schichtung scheinen nicht auszureichen, wenn man es mit imaginierten Großgemeinschaften (Religionen, Nationen, Ethnien usw.) zu tun hat, die nicht primär in den angestammten Domänen der Soziologie – den sozialen Beziehungen und Institutionen –, sondern im Aggregatzustand des Symbolisch-Diskursiven reproduziert werden. Dies sind nicht allein Fragen der begrifflichen Setzung, es sind Fragen eines theorieorientierten Forschungsprogramms.

Literatur

Anderson, B. R. O. (1983): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.

Anthias, F. (2005): »Social Stratification and Social Inequality: Models of Intersectionality and Identity«. In: Silvia M. Wilz (Hg.). F. Devine, M. Savage, J. Scott & R. Crompton (Hrsg.), *Rethinking Class: Culture, Identities and Lifestyles* (S. 24–45). Houndmills: Palgrave Macmillan.

Barth, F. (1969): *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Culture Difference*. London: Allan&Unwin.

Berger, P. L. & Luckmann, T. (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Bhabha, H. K. (1994): *The Location of Culture*. London: Routledge.

Bourdieu, P. (1984): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (2004): *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.

Brubaker, R. (2007): *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.

Calhoun, C. (2007): *Nations Matter: Culture, History and the Cosmopolitan Dream*. London: Routledge.

Crenshaw, K. W. (1994): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color«. *Stanford Law Review, 43*, 1241–1299.

Descola, P. (2011): *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.

Goffman, E. (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Heintz, B. (2008): »Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung«. In: Silvia M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen* (S. 231–251). Wiesbaden: VS Verlag.

Hirschauer, S. (2013): »Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren«. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft,* Sonderheft, 2, 37–56.

Hirschauer, S. (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«. *Zeitschrift für Soziologie, 43(3)*, 170–191.

Jenkins, R. (1997): *Rethinking Ethnicity: Arguments and Explorations*. London u.a.: Sage.

Laqueur, T. W. (1992): *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.

Lentz, C. (1995): »›Tribalism‹ and ethnicity in Africa«. *Cahiers des sciences humaines*, *31*(2), 303–328.

Linton, R. (1942): »Age and Sex Categories«. *American sociological review, 7*, 589–603.

Luhmann, N. (1989): *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* (Bd. 3). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Marx, K. & Engels, F. (1956): *Marx Engels Werke*. Bd. 23. Berlin: Dietz.

Nederveen, J. P. (2001): »Hybridity, So What? The Anti-Hybridity Backlash and the Riddles of Recognition«. *Theory, Culture & Society*, *18*(2–3), 219–245.

Reckwitz, A. (2010): »Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«. In: M. Wohlrab-Sahr (Hrsg.), *Kultursoziologie. Paradigmen, Methoden, Fragestellungen* (S. 179–206). Wiesbaden: VS-Verlag.

Ryan, S. (1996): »›The Voice of Sanity Getting Hoarse?‹ Destructive Processes in Violent Ethnic Conflict«. In: E. N. Wilmsen & P. A. McAllister (Hrsg.), *The Politics of Difference: Ethnic Premises in a World of Power* (S. 144–161). Chicago: University of Chicago Press.

Simmel, G. (1985/1890): »Zur Psychologie der Frauen«. In: *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter* (S. 27–59), Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Simmel, G. (1992/1908): *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. (Gesamtausgabe, Band 11). Berlin: Suhrkamp.

Thorne, B. (1993): *Gender Play: Girls and Boys in School*. New Brunswick: Rutgers University Press.

Tyrell, H. (1986): »Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation«. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38*(3), 450–489.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA – https://www.nomos-elibrary.de/agb

Wacquant, L. (2001): »Für eine Analytik rassischer Herrschaft«. In: A. Weiß (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation: Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit* (S. 61–77). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Wacquant, L. (2003): »Von der Sklaverei zur Masseneinkerkerung«. *Das Argument*, 252, 529–545.

Weber, M. (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5. Auflage. Tübingen: Mohr.

West, C. & Fenstermaker, S. (1995): »Doing Difference«. *Gender & Society, 9*(1), 8–37.

Winker, G. & Degele, N. (2009): *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: Transcript.

Young, R. (1995): *Colonial Desire: Hybridity in Theory, Culture, and Race*. London: Routledge.

https://doi.org/10.5771/9783845292540-8, am 12.10.2024, 10:17:27
Open Access – (cc) BY-SA - https://www.nomos-elibrary.de/agb